

VOLK UND WISSEN · SAMMELBUCHEREI · SERIE H · HEFT 30

ZWEI BORNHOLMER NOVELLEN

VON MARTIN ANDERSEN NEXO



VOLK UND WISSEN VERLAG · BERLIN/LEIPZIG

D I E S E S C H R I F T G E H Ö R T

ZWEI BORNHOLMER NOVELLEN

V O N M A R T I N A N D E R S E N N E X O

Titelbild und Textillustrationen von HANS BALTZER

VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI
DICHTUNG UND WAHRHEIT SERIE H HEFT 30



VOLK UND WISSEN VERLAG
BERLIN / LEIPZIG 1949

I N H A L T	Bigum Stelzfuß.....	3
	Wenn die Not am größten	14
	Nachwort .	23
	Sach- und Worterklärungen	24

Die Sach- und Worterklärungen am Schluß dieser Schrift
enthalten alle Wörter, die der Erklärung bedürfen

Mit Genehmigung des Aufbau-Verlages, Berlin
Deutsche Übertragung von Friedrich Wendel

Für die deutsche Schule herausgegeben von
Dr. WILHELM HEISE, Professor an der Universität Berlin

BIGUM STELZFUSS



Eigentlich war es eine Anmaßung von ihm, mit einem Stelzfuß zu gehen, wo er doch nie im Kriege gewesen war. Aber allmählich gewöhnten sich die Leute daran und nahmen es ihm nicht mehr übel — sie gaben ihm sogar den Namen danach. Bigum Stelzfuß nannten sie ihn, er selber aber nannte sich Folmer Sänger.

Bei der Aushebung fragte der barsche Beamte ihn, ob er mit dem Beine geboren sei. Bigum lächelte — er verstand einen guten Witz zu würdigen. Aber der Beamte war sich nicht bewußt, etwas Amüsantes gesagt zu haben, und fragte blissig:

„Was zum Geier lacht Er da? Kann Er nicht antworten?“

Da ging es Bigum auf, daß man die Herkunft des Stelzfußes zu wissen wünschte, und er erzählte, wie er beim Walfischfang den kalten Brand in den Fuß bekommen, so daß er amputiert werden mußte.

Er wohnte allein draußen auf den unfruchtbaren, windgepeitschten Sandbänken nördlich der Stadt, in einer kleinen Hütte, die gerade über dem steilen Küstenabhang lag. Er besaß eine Büchse und ein altes Boot, und in frostklaren Frühlingnächten, wenn das Meer blank lag, drehte sein Boot sich rundum draußen zwischen den großen Steinen der Flakken. Und er selbst lag im Vorderstevan, die Büchse parat, und ahmte den langgezogenen Gesang der Strandvögel nach, bis er zum Schuß kam. Oder er geriet unversehens über einen Seehund, der auf einem der großen Steine schnarchte, und hieb ihm seine Harpune in den Leib. Und wenn das Meereis alles deckte, so weit das Auge reichte, und die wilden Enten hin und her durch die Luft

fuhren und offenes Wasser suchten, um sich niederzulassen, dann schlug er eine große Wake und baute sich ein kleines Haus aus Eisblöcken. Dort lag er dann im Hinterhalt und schoß Enten, oft vier, fünf auf einmal.

Aber im Verlauf der Jahre ging die Kälte aus diesem Leben in ihn; er ward von Gicht geplagt und mußte sich daheim halten.

Am ärgsten war die Gicht in dem Glied, das er nicht mehr hatte, und es machte den Leuten oftmals Spaß, wenn er an das äußerste Ende seines Stelzfußes griff, Grimassen schnitt und klagte, daß es in der Wurzel der großen Zehe so schrecklich reiße.

Da griff er wieder zur Schuhmacherei, die auch sein Handwerk gewesen, ehe er zur See ging. Aber diese Beschäftigung war ihm von jeher verhaßt, und er rührte keine Hand zu mehr als eben dem knappsten Lebensunterhalt.

Den größten Teil der Zeit dichtete, musizierte und philosophierte er. Als Dichter hatte er seine Stärke in dem Sentimental-Gefühlvollen. Er dichtete von der Liebe Trug und Falsch, von den Schrecken der Türkenkriege und vom Untergang der Barke „Albatros“. In seiner Musik dagegen war er der Fürsprecher der Lebensfreude — er spielte gern zum Tanz auf. In diesen beiden Richtungen hatte er bedeutende Vorgänger gehabt, nicht so in seiner Art, zu philosophieren. Hierin war er absolut Original. Er hatte ein ganzes philosophisches System aufgebaut auf die Beobachtung der Fußbekleidung der Leute und konnte sagen, ob ein Mensch verschlossen oder weitschweifig, verschwenderisch oder knickerig sei, je nach der Beschaffenheit seiner Schuhe. Mit diesen Passionen vertrieb er sich den langen Winter, und wenn sein Magen vor Hunger knurrte, hielt er ihm einen längeren Monolog und suchte ihn scherzend von der Unvernunft seiner Ansprüche, allezeit bis zum Rande voll zu sein, zu überzeugen: „Was, kommst du schon wieder? Du solltest dir ein wenig Genügsamkeit anzugewöhnen trachten, ja, das solltest du — vor allem Genügsamkeit; weißt du nicht, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt? Fleisch ist auch gut, mein Kleiner — und ein halber Schoppen dazu!“ Und es geschah nicht gar so selten, daß er sich einen Schoppen in den Leib goß. Als echtes Original nahm er nicht die mindeste Rücksicht darauf, ob Fremde anwesend waren oder nicht, sondern folgte unbeirrt seinen Gewohnheiten, sprach mit sich selbst oder seinem Magen und kroch mitunter ins Bett, ehe man noch gegangen war.

Wenn aber der erste Star über das Meer geflogen kam und vor seinen Fenstern Rast hielt, dann wurde er weich, windelweich. Es sei, als ob alle Knochen in ihm in Eiterung übergingen, sagte er, so gäre es in seinem Körper. Und da saß er am Fenster und flickte Schuhe und starre verwundert hinaus über das Meer, während der Lenz seinen Einzug hielt. Er sah das Eis brechen und fortreiben; er sah die Schiffe im Hafen auftakeln und eins ums andere in See stechen; der Schnee verschwand vor seinen Augen, das Gras guckte hervor. Und Frühling um Frühling geschah dasselbe: Mitten im Nadeln schmiß er die Arbeit weit von sich, lief ins Dorf und kaufte sich ein Paar Twisthosen — jedesmal blauer Twist. Und wenn er heimkam, schnitt er ein



Stück des einen Hosenbeins ab — das dem Stelzfuß entsprach —, nähte das abgeschnittene Stück auf einer Seite zusammen, so daß eine bequeme Gardemütze daraus wurde, und setzte sie auf. Lustig wie ein Kind fuhr er dann in die neuen Hosen, die alten aber nahm er und nähte sie oben im Futter zusammen, so daß sie einen Beutel bildeten mit zwei Eingängen — den Beinen. Und dahinein packte er Lieder, Violinsaiten, eine Schnapsflasche und was er sonst gebrauchen konnte. Dann nahm er sein Ränzchen bei den Beinen und warf es auf den Rücken, knotete die Hosenbeine vorn beim Hals zusammen und wanderte hinaus in den Frühling. Die Türe ließ er hinter sich weit offen, damit die Leute selbst sich ihre halbfertigen oder noch nicht angefangenen Schuhe zusammensuchen könnten.

Und nun begann Bigum Stelzfuß seine Tournee, die bis zum nächsten Winter währte und die ganze Insel umfaßte. Die Bauern, die beim Frühjahrspflügen mit dem Lenkseil um den Leib ihren Pferden nachwaten, behielten die Landstraße im Auge, und sahen sie Bigum Stelzfuß daherkommen, seine Geige streichend, dann sagten sie: „Jetzt wird's bald Sommer!“ Just wie man sonst sagt, wenn man den Storch sieht. Und Bigum strich sich durch

die Insel hindurch, kreuz und quer, sang seine Lieder für Knechte und Mägde, verkaufte sie denen, die sie haben wollten, und spielte willig die Melodien, bis man sie auswendig konnte. Sie standen mitten auf den Höfen im Kreis um ihn herum und sangen nach. Manchmal waren sie ja ungelehrig, aber manchmal ging's ganz flott. Dann stellte Bigum den Stock unter die Hüfte, um den Stelzfuß zu stützen, riß in die Saiten, daß sie schrien wie verhungerte Katzendärme, und sang wohl zum zwanzigsten Male:

*„O Mägdlein, steh nicht von fe-erne.
Komm hierher, du tust es ja
so ge-erne, so ge-erne . . .“*

Das Bargeld steckte er in die Tasche, und was von Eßwaren abfiel, das rutschte durch die schlottrigen Hosenbeine hinab in das Ränzeln. Und wenn der Flieder in Blüte stand und der Hering eingelegt werden sollte, da sang man Bigum Stelzfuß' Weisen in jedem Winkel. Es war ein Triumphzug der Poesie, der jeden Freund der Dichtkunst erfreuen mußte.

Wenn aber der Kuckuck zum Habicht wurde und man die Ernte des Feldes heimführte, dann unternahm Bigum seine zweite große Tournee. Es war die Zeit der Herbst- und Tanzfeste, und Bigums Violine war monatelang Nacht um Nacht im Gange. Es war eine Zeit, die Kräfte erforderte; Bigum selbst nannte sie seine Zeit der Drangsal. Aber er bestand sie stolz. Es war im Laufe der Zeit bei den Festen Brauch geworden, daß jeder Mann Bigum zuzutrinken habe; man wollte sehen, wie weit er es brachte. Aber da mußten viele Männer heran, ehe man es Bigum anmerkte, und so bezechet war er nie, daß er unter den Tisch fiel.

Die erste Wirkung des Spiritus war meist, daß er gegen den Namen Bigum Stelzfuß Protest erhob und sich laut als Folmer Sänger proklamierte. Sodann hub er an wie rasend zu spielen, insbesondere wenn er merkte, daß man ihm Schweiß abziehen wolle. Dann hörte er nicht einmal in den Pausen auf, sondern ging von einem Tanz zum andern über, und es begann ein wilder Wettlauf zwischen Spielmann und Tänzern: Die Männer hieben die Absätze in den Boden und schrien ihm im Vorüberfliegen herausfordernde Worte zu, und Bigum beschleunigte den Takt, bis der Bogen sich blitzschnell über nicht mehr als ein Bruchteil eines Zolles bewegte und die Musik zu einem zitternden endlosen Gekreisch ward. Dann wirbelten Staub und Lärm und Töne in so wildem Hexentanz empor, daß es gewöhnlichen Sterblichen das Trommelfell gesprengt hätte, und die Mädchen sich halbtot auf den Boden warfen. Nach einer solchen Tour wrangen die Männer das Wasser aus ihren Jacken, daß es auf den Fußboden floß. Bigum aber saß da und spielte während der Pausen ganz langsam weiter — nicht einmal da hielt er ein.

Ab und zu begab es sich, daß eine Rauferei entstand, besonders wenn das Gesinde schwedisch war. Dann füllte sich Bigums Gesicht mit heimlicher

Erwartung. Er wußte, daß er, sobald er aufstand, nichts taugte — ein Kind konnte ihn umwerfen. Aber er hatte große Armkräfte, der Mangel des einen Beines hatte sie entwickelt. Er konnte wohl gut seinen Mann stellen, wenn er dabei nur sitzen durfte. Dann warf er die Geige von sich, krabbelte hinzu und setzte sich auf die Kante seines Podiums — eines breiten Tisches. Er hub eifrig an, seinen Stelzfuß aufzuwinden, und mit diesem in der Hand wartete er voll begehrllicher Spannung, bis der Kampf sich in jenes Ende des Saales zöge, wo er saß, und etwas auf sein Teil käme . . .

Allein das Laub fiel, und die Herbststürme begannen übers Land zu jagen und den Meeresschaum bis zu Bigums Hütte hinaufzuwerfen. Bigum selbst fing an, Gesichter zu schneiden und mit der Hand nach dem Ende seines Stelzfußes zu fahren. Und eines schönen Tages ging er ins Winterlager.

Und so ging es ein Jahr ums andere.

Aber einmal schickte das Frühjahr ihn in den April.

Hatte er nicht da beim Fenster gesessen und es heransteigen sehen und es wie Schmerz in allen Gliedern gefühlt? Schmiß er nicht seine halbfertige Arbeit weit von sich? Und dann, statt sich neue Twists zu kaufen und eine Gardemütze aus dem einen Bein zu schneiden und die alten Hosen zum Ränzel umzunähen, geht er hin und reicht dem öffentlichen Kundgeber der Stadt, dem Trommelschläger, ein Heiratsangebot ein! Will er seine Freiheit abschwören und am Sklavenjoch ziehen und sich für Weib und Kind plagen wie andere Sterbliche, er, der Dichter? Der muß wohl mürbe geworden sein.

Und der Trommelschläger geht durch die Längsgasse der kleinen Stadt und durch die Quergasse und ruft die Leute zu den Fenstern und Toren:

„Bommelomme-lom, bom, bom! Heiratsangebot!

Eine einsame Seele, die mit einem Stelzfuß geht, sucht eine treue Lebensgefährtin. Auf das Äußere wird nicht gesehen, aber auf Gemüt. Gute Behandlung garantiert. Antwort kann unter den großen Stein bei der Hütte auf den Seehügeln gelegt werden.“

Die Stadt reckte den Hals nach dem Trommelschläger und war so verblüfft über diese neu importierte Art, sich ein Weib zu suchen, daß es, ihr nicht einmal einfiel, ihre Possen darüber zu treiben.

Und Bigum zog nicht auf die Tournee. Jeden Morgen ging er fieberhaft hinaus und kehrte den großen Stein um, um nach Briefen zu schauen. Es meldete sich aber niemand. Selbstverständlich war es das mit dem Stelzfuß, was abschreckte. Er hatte zuerst daran gedacht, diesen Umstand gar nicht zu erwähnen, aber seine Ehrlichkeit siegte. In Liebesaffären muß man honett sein, und war er nicht etwa selbst der Dichter und Züchtiger der falschen, trügerischen Liebe? . . .

Endlich, eines Morgens, lag ein Papier unter dem Stein: „Ich bin Witwe mit zwei begrabenen Kindern. Ich habe einen liebevollen Sinn und etwas zum Besten. Deine Ane Peters bei meiner Mutter in der Sackgasse.“



Und Bigum Stelzfuß war glücklich, so glücklich, daß er hinging und seine Büchse gerade in die Luft hinauf abschoß. Dreimal schoß er und nach gar nichts auf der Welt. Hurral! Und noch dazu war sie schon früher verheiratet gewesen — die allerbeste Garantie, daß sie umgänglich war.

Bigum wanderte mit langen Schritten zur Stadt. Er wollte zum Schneider gehen und ein neues Gewand bestellen — ein Brautgewand. Nicht blauer Twist, nein, echter Düffell Oder wie, war etwa Kammgarn noch feiner? Und er wollte zum Priester und das Aufgebot bestellen, gleich auf der Stelle, aber zuerst wollte er das junge Mädchen ansehen und ihren Taufzettel mitnehmen.

Ane Peters saß da, groß und dick und zwirnte das Gewebe zum Blau-leinen. So ein Weib! Donnerwetter! Bigum triumphierte in seinem Herzen, aber auswendig war er schrecklich geniert, und sobald es sich machen ließ, zog er ab. Aber draußen auf der Straße hielt er einen siegesstolzen Monolog an sich selbst.

Bigum war selbst in der Kirche, als sie aufgeboden wurden — er wollte sich überzeugen, daß es ordentlich geschehe. Und zum zweiten Aufgebot wanderte er hinaus nach der Sackgasse, um die Liebste mitzunehmen — sie sollte doch auch ein kleines Vergnügen haben. Da gab's Kaffee aus ge-

branntem Roggen, und Bigum trank zwei Tassen mit Brantwein. Das schmeckte gut, nur schien es ihm, als stampfte Ane Peters so fest mit dem einen Bein, als sie in ihrem Staat bei ihm eintrat. Er stützte gleich ein wenig, vergaß es aber sofort wieder vor Entzücken über ihre prächtige, große Gestalt. Sie war wie eine Barke mit vollen Segeln, wie der „Albatros“ selbst, ehe er unterging. So ein Weib! Donnerwetter!

Pfeifend hinkte er auf dem guten Bein die Treppe hinab, aber Ane Peters hielt sich hinter ihm. Sie hob ihr Kleid nicht, als sie die Treppe hinabging — wenig fehlte, so wäre sie gestolpert. Da, bei der letzten Stufe, war sie gezwungen, den Rock zu heben, denn der Rinnstein war gerade davor. Und da fiel Bigums Auge auf einen ihrer Füße — es war ein Klumpfuß. Sprachlos zeigte er mit dem Stock nach dem Fuß, und Ane Peters vergaß, den Rock über ihn fallen zu lassen, und lächelte verlegen. Bigum aber machte Kehrtum und trabte heim zu seiner Hütte.

Knacks!

Er konnte bei allem Respekt vor sich selbst krüppelhafte Menschen nicht vertragen, am allerwenigsten hinkende. Und wie ihn das Mißgeschick verfolgte! Klumpfüßig war sie, direkt klumpfüßig! Geprellt hatte sie ihn, betrogen hatte sie ihn und schändlich an der Nase herumgeführt!

Er stand vor seiner Hütte und grübelte und starrte vor sich hin, bis er in sich selbst einen betrogenen Liebhaber sah mit einem gebrochenen Herzen. Es kam Stimmung in seine Augen. Er humpelte in seine Stube und setzte sich zum Dichten hin. Und mit heimlicher Befriedigung empfand er, daß er niemals so groß und so schön gedichtet von der Liebe Falsch und Trug wie jetzt, aber jetzt war sie auch zur Wirklichkeit geworden:

*„Tauperle funkelt im Rosenblatt,
ein Diamant in blaßrotem See.
Ein Schmetterling trank von dem duftenden Bad,
Gurkemé!*

*Er zappelt und springt berauscht in die Höh,
sein Herzblut färbt die Tauperle rot,
als die Sonne erwacht, war der Schmetterling tot.
Gurkemé!“*

Seine Dichtkunst hatte ihren Meisterschuß getan. Und in seinen Groll waren Löcher gekommen, so daß er entfloß und zuletzt eitel Wohlwollen zurückließ. Was, Herrgott! Deshalb konnte sie eigentlich eine vortreffliche Person sein. Und was für ein Spaß, den einen von ihren Stiefeln zu packen, wenn sie einmal verheiratet waren, und zu sehen, was er eigentlich enthielt. Hätte er nur ihren Stiefel gesehen, so hätte er mit Leichtigkeit voraussagen können, daß sie hinke. Aber nun war's einmal so! . . . Und Bigum ging wieder umher und freute sich auf den Tag, der da kommen sollte, und träumte von seiner Liebe.



Aber am Hochzeitstag, da geschah etwas, was beinahe das Ganze hätte in die Brüche gehen lassen. Der Schneiderlehrling kam mit den blauen Düffelhosen, und Bigum fuhr hinein, um zur Kirche zu gehen. Da, o weh! zeigte es sich, daß der Schneider sich geirrt und das falsche Hosenbein abgeschnitten hatte. Aber Bigum war nicht gesonnen, sich um seine Braut foppen zu lassen; er drehte die Hosen um und fuhr resolut hinein. Besonders schön war's just nicht; es sah aus, als seien sie für einen Hängebauch genäht — und rückwärts sah's womöglich noch ärger aus. Und ganz praktisch war es wohl auch nicht — na, es ging gerade noch.

Und es ging wirklich — aber ein Hauptspaß war's, bei der Trauung Zeuge zu sein.

Und so war denn Bigum Stelzfuß verheiratet mit Ane Peters, im gewöhnlichen Leben Ane Klumpfuß genannt. Sie waren noch nicht lange Mann und Weib, als sie aneinandergerieten — nicht länger, als man braucht, um ein gutes Futter zu verdauen. Die Sache war die, daß Ane an gute Kost gewöhnt war, und Bigum sich mit wenig behelfen konnte. Solange Ane das Essen verdaute, das sie am Hochzeitstag daheim bei ihrer Mutter genossen, solange ging es gut. Als sie aber nach neuem Vorrat verlangte und in Bigums Speisekammer nichts zu finden war, da wurde sie krieglerisch. Bigum, der der Ansicht war, daß die Frage des Essens in einem Liebesverhältnis nichts zu bedeuten habe, versuchte es mit seinem alten Universalmittel, den Monologen. Aber Ane war nicht so leicht zur Vernunft zu bringen wie sein Magen. Sie schnappte



ihm das Wort aus dem Mund und verlangte zu essen, und als er ihr das taube Ohr hinhielt und ruhig im Text fortfuhr, da kam sie in Wut. Zweimal fuhr sie ihm in die Haare, aber zum Glück setzte er sich beide Male nieder, und sie kam zu kurz. Nach der zweiten Niederlage gab sie ihre Versuche auf, hub aber dafür zu heulen und zu kreischen an. Bigum gebrauchte seinen Mund nicht, sondern legte die Geige unters Kinn und ließ diese all das Winseln und Klagen nachahmen.

Eines Tages ging es besonders heiß her. Ane weinte und erging sich in Vorwürfen, Bigum saß dabei und strich klagend auf der Geige. Dies irritierte sie bis zur Raserei, und sie hub an himmelhoch zu kreischen. Aber sogleich war Bigums Geige da mit akkurat denselben hohen Tönen. Nein, es war kein Auskommen mit ihm, es war nicht mehr auszuhalten . . . und außer sich stürzte sie davon und die Uferabhänge hinab. Bigum folgte langsam mit der Violine unter dem Arm. Und Ane Peters lief über den Strand und watete hinaus, um ihre Qual in den Wellen zu enden; am Ufer stand Bigum, auf seinen Stock gestützt. Es war seichter Boden, und Ane watete und watete — endlich reichte ihr das Wasser zu den Armhöhlen. Zwei Schritte noch — und all ihr Kummer hatte ein Ende. Warum aber stand Bigum so unbeweglich dort, als ob ihn die ganze Sache nichts angehe? Er konnte doch wenigstens einen Versuch machen, sie zu retten, nun, da sie für ewig scheiden sollten. Gelingen würde es ihm zwar nicht, denn sowie er käme, wollte sie sich die letzten Schritte hinwerfen und sich sinken lassen. Sie stand da und spekulierte,



und das Wasser durchkältete sie, aber Bigum kam nicht. Am besten, ein Ende machen! Sie wollte den letzten Schritt tun, aber statt dessen wandte sie sich und wätete landeinwärts. Da aber war an Bigum die Reihe. Er wätete hinaus. O, Gott sei Dank, so hatte er also doch nicht das Herz!... Ane kam rasch auf ihn zu, allein Bigum hob seinen Stock, schlug nach ihr und zwang sie Schritt für Schritt wieder hinaus, bis sie bis zum Halse im Wasser stand. Da bat sie um ihr teures Leben — so jämmerlich, daß Bigum Gnade für Recht ergehen ließ. Und als sie aufs Trockene kamen, ergriff Bigum die Geige, er marschierte vor seiner Gattin her wie in einer Prozession, strich einen Marsch auf der Violine und dichtete den Text dazu:

*„Meine Frau will sich ertränken,
ertränken,
nun tat sie sich bedenken,
bedenken.“*

Beide waren nach der Wasserpartie erkältet und mußten nach Hause gehen, und da lagen sie zwei Nächte und Tage mit dem Rücken gegeneinander in dem breiten Bett. Aber am Morgen des dritten Tages wandte sie den Kopf ein wenig, und er wandte den Kopf ein wenig, und sie lächelten beide auf einmal. Nach und nach drehten sie sich gegeneinander, und nachdem das Eis erst gebrochen war, ging es wie von selbst. Sie wollten beide aufstehen und eins dem andern Fliedertee kochen, und bald saßen sie auf der Bettkante und plapperten, während Bigum ihr den Klumpfußstiefel zuschnürte und sie ihm den Stelzfuß anschnallte.

Es war, als habe der Geist der Einigkeit bei ihnen seine Wohnstatt aufgeschlagen. Sie brauchten nicht einmal von den Dingen zu reden, so waren sie schon einer Meinung darüber. Vor dem Frühstück wurden die blauen Twisthosen gekauft. Ane schnitt für die Mütze ab und nähte das Futter der alten zusammen; und als die Sonne am höchsten stand, zog das Ehepaar Bigum auf die Tournee hinaus ins Frühjahr. Die Bauern ließen den Pflug einhalten und starrten, wenn sie diese zu Gesicht bekamen.

„Nun bekommen wir Sommer!“ sagten sie, wie man’s sonst von dem Storch sagt. Aber Bigum spielte, und Ane sang, und sie nahmen die Insel kreuz und quer. Und wenn Bigum müde ward, so war es Ane, die die Hosen trug.



WENN DIE NOT AM GRÖSSTEN



In dem kleinen Fischerdorf Kaas war Schmalhans Küchenmeister; der Fang war während des ganzen letzten Jahres mehr oder minder fehlgeschlagen, und ein ehrliches Wrack gehörte nachgerade zu den Seltenheiten. Die Seeleute waren von all dem Studium auf Steuermannschulen und dergleichen so vertrackt klug und aufmerksam geworden; und dazu kamen noch die modernen Erfindungen: Leuchttürme und Sirenen, und wer weiß wie viele andere Einrichtungen, die fleißigen und strebsamen Leuten das Brot vom Mund wegnahmen.

Man brauchte in dem kleinen Dorfe wohl noch nicht ganz und gar zu verhungern, aber zu mehr als gesalzenem Dorsch oder Hering, mit Kartoffeln gekocht und mit Mehlbrühe serviert, wollte es eben durchaus nicht reichen. Fleisch! — Wer dachte an Fleisch in diesen schlechten Zeiten! Man wußte kaum noch, wie das schmeckte, so lange war es her, seit man im Fischerdorf das letztmal Fleisch gesehen hatte. — Und der Schnaps? Ja, den trank man freilich noch unten in der Fischerkneipe, aber es geschah auf „Pump“, und gleichwohl drehte er sich einem im Magen um, wenn man dabei an Weib und Kind dachte.

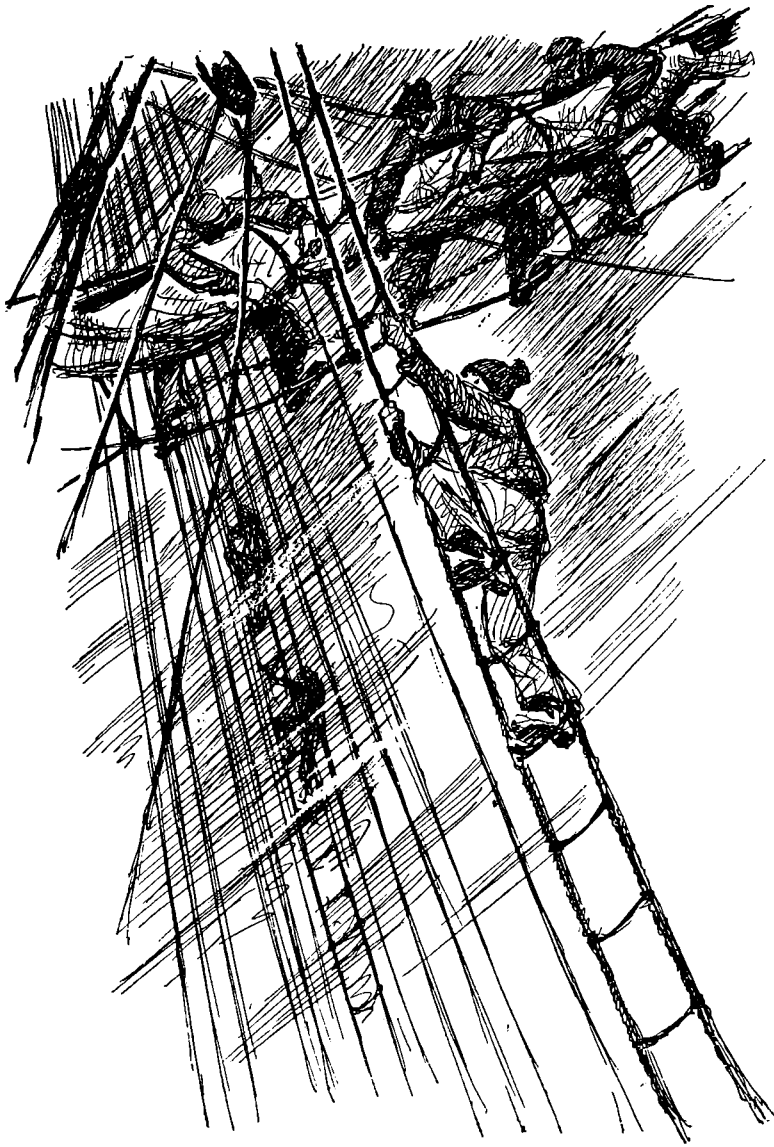
Es war wahrhaftig kein Vergnügen, unter solchen Umständen Familienernährer zu sein: Denn was sollte man anfangen? Ein Boot zum Fischfang ins Meer zu lassen war unnütz undieß nur umsonst die Geräte gefährden. Die wenigen Fische, die einst da gewesen waren, hatten sich anderwärts hingezogen und durften nicht so bald zurückerwartet werden. Nein, das einzige Rettungsmittel war ein rechter, dichter, klafferdicker Nebel, der die Schiffe den Weg um die Landzunge verfehlen ließ.

In Lejet, das am Anfang der Bucht jenseits der Landspitze lag, sah es nicht besser aus. Nur mit dem Unterschied, daß man da drüben unter den Felsen geschützter hauste und eher etwas im Kachelofen entbehren konnte. Auch da hatte man die Zuversicht auf sich selbst aufgegeben und sein Vertrauen auf die Vorsehung gesetzt, betete man aber in Kaas auf der Landspitze um Nebel, so betete man in Lejet um einen plötzlichen Seesturm als zu der einzigen Macht, die Hilfe bringen konnte.

Es schien, als sollten die Fischer in Lejet zuerst gehört werden.

Längere Zeit über hatte ein gleichmäßiger Landwind geblasen, aber allmählich wuchs er zum Sturm und brachte das Wasser in der Bucht tief unter den täglichen Wasserstand. Und Schiff auf Schiff kam um die Landspitze gestrichen und trieb in die Bucht hinein, um dem Sturm standzuhalten — bis zuletzt gegen zwanzig Ankerlieger versammelt waren.

Die Fischer in Kaas wußten so gut wie jedermann, daß dieser Wind denen in Lejet binnen zwei Tagen Fleisch auf den Tisch bringen müsse; und der Hunger ließ sie ihren Stolz überwinden und Boten hinsenden mit dem Vorschlag einer Beteiligung an der Bergungsarbeit, die recht beträchtlich zu werden versprach.



Aber zwischen den beiden Dörfern war Feindschaft, und so wies man sie ab.

„Hast du den Sack verloren?“ fragte man den Überbringer des Anerbietens, darauf anspielend, daß er auf einem Bettelgang begriffen sei. „Sollen wir dir einen anderen anschaffen?“

Als die Leute in Kaas das hörten, wurden sie erbittert und gedachten sich zu rächen, indem sie zu den Ankerliegern hinausfuhren und sie warnten. Aber man gab es wieder auf. Es konnte doch allerlei aufkommen, wenn man erst einmal in dieser Art anfing.

Sie begnügten sich also damit, mißgünstige Zuschauer abzugeben, als der Sturm ganz richtig nach zwei Tagen umschlug und zu einem Seeorkan wurde. Oben auf den Anhöhen der Landzunge standen sie in Gruppen und warteten den Augenblick ab, da der Sturm sekundenlang rastete und dann plötzlich in kurzen heftigen Stößen ausbrach. Wie Explosionen schallten sie in den Felsen, bis der Sturm sich dann wieder eine Weile legte, um zuletzt in endloses Toben zu verfallen.

An Bord der Ankerlieger erwachte plötzlich eilige Geschäftigkeit. In einem Nu tummelte sich die Mannschaft auf dem Deck, durch den Sturm peitschten landeinwärts abgebrochene Rufe oder ein losgerissener Klang der Handspaken am Gangspill beim Holen der Anker oder das heftige singende Kratzen der eisernen Ketten, wenn die Anker von dem Vorsichtigsten gekappt und im Stiche gelassen wurden. Man konnte an der Anspannung erkennen, daß die draußen wußten, was es gelte; die Mannschaften liefen wie Eichhörnchen in Wänten und Mastkörben umher, und Schiff um Schiff drehte sich ungelken im Wind und stapfte weiter mit Wasser und Wind am Luvbug.

Ein dunkler Streifen schoß von jeder Landzunge vor; die beiden Streifen stießen schräg in einer prustenden Spitze zusammen und wanderten landeinwärts, bis sie sich mehr und mehr der geraden Linie näherten. Es war Hochwasser, das dem veränderten Wind auf den Fersen folgte. Drinnen auf der Reede begegnete es dem auswandernden Wasser und bildete Krappsee; die Schiffe schwankten heftig und hieben den Bugspriet in die Wellen, und wenn die See sie aus ihrer liegenden Stellung emporschleuderte, schlug der Sturm in die Segel, so daß sie mit einem Krach zerrissen, dahingen und in der Luft klatschten. Aber eines nach dem andern legte sich wieder auf die Seite, daß die Rahen das Wasser küßten, und schlüpfte um die Kaaser Landzunge.

„Werden sie herunkommen?“ das war die spannendste Frage für alle die Zuschauer da oben. Dort hinüber strebten sie nämlich, weil das Land dort nicht so weit hinausging. Und jeder Segler wurde auf seiner Fahrt um die Landspitze von vielen begierigen Blicken verfolgt. Einen Augenblick sah es aus, als wollte ein großer Dreimaster hängenbleiben; er hielt plötzlich inne, und ein Mast knickte vornüber. Einen Augenblick wiegte er sich wie ein Schaukelpferd auf den Wellen, dann aber glitt er weiter, und die Hoffnung war erloschen. Eine Woge mußte ihn hinübergehoben haben, oder vielleicht war es der veränderte Druck auf die Segel, als der Achtermast brach, der ihn wieder flottmachte. Unten in der Bucht lagen noch fünf Schiffe, anscheinend in Ruhe — sie bauten auf ihre Anker. Sie lagen da und ritten auf strammen Ankertauen, den Steven nach außen und Deck und Takelwerk reingefegt — es kam darauf an, Wind und Wasser einen möglichst geringen Widerstand zu leisten.

Drinne an der Küste bei Lejet gingen die Fischer auf und ab oder standen in Haufen hinter den aufgezogenen Booten. Mit diesen „Nachzüglern“ hatten sie gerechnet, und sie ließen sich nicht davon beirren, daß die Schiffe sich anscheinend gut hielten, sondern trafen bedächtig ihre Vorbereitungen, um Leute und Ladung zu retten.

*

In Kaas sprach man viele Tage von nichts anderem, als von dem Fang, den die Fischer in Lejet gemacht hatten. Drei von den fünf Schiffen waren Wracks geworden, und der Bergungslohn würde sich wohl auf einige hundert Kronen je Mann belaufen.

Aber hier in Kaas nagte man nach wie vor am Hungertuch!

Aber nicht genug damit! Derselbe Sturm, der jenen Wohlstand brachte, hatte hier den einen Hafendamm zerstört, so daß es vielleicht Tausende kosten würde, ihn wieder instand zu setzen. Und dieser Hafen war für teures Geld angelegt worden, teils um Handel nach dem Dorf zu ziehen, hauptsächlich aber, um den Einwohnern von Lejet in die Nase zu stechen. Und da drinnen, wo sie nicht einmal einen Bootshafen hatten und die Boote auf das nackte Ufer hinaufziehen mußten, da hatten sie nun drei ganze Wracks zum Knabbern und Beißen und konnten alle Nacht Festtafel halten, während man hier hungerte!

Und die Rettung, die einzige Rettung, der Nebel, blieb aus! —

Aber eines Morgens, als die Fischer sich wie gewöhnlich am Hafenplatz sammelten, war er da und hing so dick über dem Wasser, daß man nicht von Mole zu Mole sehen konnte.

All die schweren Gesichter lebten merklich auf — endlich schlug die Stunde der Vergeltung.

Allerorten wurde die lärmende Arbeit am Hafen untersagt, man sandte Knaben nach allen Seiten mit dem Befehl, sich still zu verhalten, und das ganze Dorf sprach buchstäblich im Flüsterton und schlich auf den Socken umher, um durch keinen Laut den Schiffen zu verraten, wo das Land sich befände. Man stellte Wachtposten auf den äußersten Felsen der Landzunge aus, und die Fischer zogen scharenweise hinab zum „Paltaesten“, der Dorfkneipe, um ein wenig Vorschuß auf das Glück zu nehmen.

Allein der Tag verstrich und die Nacht dazu, ohne daß ein Schiff sich meldete. Selbst diejenigen, die stets das Beste voraussahen, verloren den Mut, als sie am nächsten Morgen heraufkamen und hörten, wie die Dinge stünden. Es konnte kein Zweifel herrschen, daß der Nebel sich vormittags lichten würde, sobald die Sonne die rechte Macht erhielt.

Als sie jedoch am frühen Morgen am Hafen standen und dies erörterten, da ließ sich ein starkes Kratzen von Eisen auf dem Felsen vernehmen, und gleich darauf drang eine schrille Bootsmannspfeife, von kräftigen englischen Kommandorufen gefolgt, durch den Nebel.

Augenscheinlich war es ein Dampfer, der ganz nahe herangekommen war; welche Ladung mochte er wohl führen? Jeder riet auf das, was er augen-

blicklich als das höchste aller menschlichen Güter betrachtete; einer hoffte fest auf Speckware, ein anderer auf Kognak. #

Man traf bereits Verabredungen, was man für das Freimachen des Schiffes verlangen sollte, als der Lärm starker Schläge auf Tonnen über das ruhige Wasser herüberdrang. Kurz darauf folgte ein durchdringender Petroleumgeruch — man war also schon dabei, sich der Deckladung zu entledigen! Rasch wurde die Unterhaltung abgebrochen und ein Boot hinausgeschickt, um Hilfe anzubieten. Allein der Kapitän, der sie nun plötzlich so leise vom Lande aus herankommen hörte, hatte wohl schlechte Erfahrungen mit Leuten ihres Schlages gemacht und empfing sie in schlimmer Laune. Er schimpfte und schwur, keine Hilfe haben zu wollen, selbst wenn Schiff und Ladung in die Brüche gingen. Solche Schurken und Taugenichtse, die nicht einmal eine Hafenglocke läuteten, wenn es neblig war! Aber nach ihm sollten sie sich nicht den Mund lecken! Haie und Strandräuber, die sie waren!

Sie mußten also unverrichteterdinge heimkehren; und später, am Vormittag, als die Sonne den Nebel zerstreut hatte, war von dem Engländer nichts mehr zu sehen als eine Rauchsäule in der Ferne. Aber das Meer floß in den prächtigsten Farben, und auf der buntscheckigen Oberfläche schaukelten zahlreiche Faßdauben leise auf und nieder.

Da sank auch die Stimmung in dem kleinen Dorf bis weit unter den Nullpunkt, und über die schmalen Gesichter legte sich etwas von dem Schrecken derjenigen, die da fühlen, daß sie gegen das unerbittliche Schicksal selbst ankämpfen. Hier blieb nichts anderes übrig, als den Hosenriemen immer enger und enger zu schnallen, je mehr der Magen abnahm, und ruhig den Tag abzuwarten, bis der Hunger sich an die Gedärme selbst machte. Was war sonst zu tun? Die Vorsehung selbst war ja zu kurz gekommen, als sogar der Nebel fehlschlug!

Und viele Tage hindurch beugte man sich vor dem Unabänderlichen und ließ den Kopf hängen.

Allmählich aber erwachte die zähe Natur in einem und dem anderen, und man begann nachzudenken, ob es nicht das beste sei, das Ding selbst in die Hand zu nehmen. Und in einer schönen Nacht, als der Mond im letzten Viertel war, brachte man eine rote und eine grüne Laterne im Abstand einer Schiffsbreite voneinander an den äußersten Felsen der Landzunge an. Es standen Wachen draußen, die die Laternen auszulöschen hatten, sobald diese ihre Wirkung getan hatten, und das Experiment wurde Nacht für Nacht wiederholt.

Eines Nachts saßen im „Paltaesten“ einige Fischer beisammen und hielten „Wachtstube“. Es war spät geworden, aber sie mochten nicht heimgehen und die hungrigen Mienen der Frauen und Kinder mit ansehen; überdies hatten sie Fieber im Blut und konnten nicht schlafen. Es zog sich hinaus mit dem Experiment da draußen in den Felsen, und in jeder Nacht, die resultatlos verlief, wurden sie nervöser.

Vor dem Tischende saß Tran-Jakob, ein riesengroßer Fischer mit grauem, struppigem Haar und rollenden Augen. Er trug diesen Namen, weil er aus

der Leber des Dorsch Tran kochte und mit diesem sein Haus einschmierte; im Sommer, wenn die Sonne schien, schmolz der Tran und verbreitete einen unleidlichen Gestank. Er ging Sommer und Winter ohne Weste und Wams mit offener Brust. Neben ihm saß ein kleiner Fischer, wegen seiner großen Häßlichkeit „Doppelt schön“ genannt, und an dem langen Tisch verstreut saßen noch verschiedene andere. Sie schliefen mehr oder minder alle; hier und da erwachte einer, leerte seinen Bittern oder seinen Seifengrog und sank wieder zusammen. Der Wirt schlich mit frommer Miene ein und aus, sorgte, daß etwas in den Gläsern sei, und notierte.

Ein Fischer hob den Kopf. „Wird schon gehen“, sagte er, vielleicht als Fortsetzung eines Traumes. Der Wirt zog tief bedauernd die Schultern hinauf, als wolle er sagen, daß er seine Hände in Unschuld wasche, worauf der andere sein Glas leerte und den Kopf wieder auf die Arme fallen ließ.

Beim ersten Morgenschimmer wurde die Tür aufgerissen, und Marthas Junge stürzte mit dem Rufe: „Ein Wrack! ein Wrack!“ ins Zimmer.

Da kam Leben in jeden einzelnen Fischer. „Wo liegt es?“ — „Ist es groß?“ — „Kann es in den Hafen hinein?“ scholl es von verschiedenen Seiten.

„An der Landspitze! Es ist eine Brigg! Mutter meint, Jakob brächte es wohl in den Hafen!“ erwiderte der Junge atemlos.

Man zweifelte ein wenig daran, daß selbst Jakob imstande wäre, eine Brigg in den ziemlich seichten Hafen zu bugsieren, indessen hatte man doch großen Respekt vor Marthas Worten; sie hatte bei verschiedenen Anlässen mehr Scharfsinn bewiesen als selbst die alten erfahrenen Fischer.

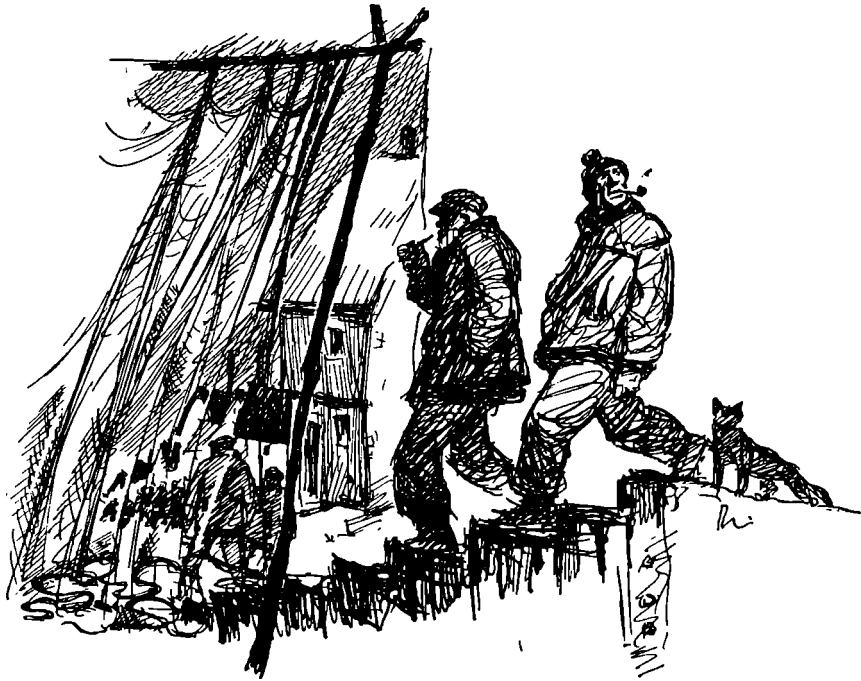
Die Frage war von großer Wichtigkeit. Konnte die Schute in den Hafen gebracht werden, so hieß es, sie um jeden Preis flottzumachen, um das Möglichste aus ihr herauszuschlagen; im entgegengesetzten Fall mußte man lieber ein Augenmerk darauf richten, daß sie recht solid feststände, damit nicht etwa ein Dampfer sie aufpakte und zu einem größeren Hafen hinbugierte, der dann den Löwenanteil an dem Gewinn für sich in Anspruch nehmen würde.

Man sah daher Jakob fragend an, und dieser erwiderte: „Entweder wir kriegen sie in den Hafen, oder die See soll sie kleinhacken und die Jungens die Scherben aufklauben.“

„Ja, aber die Verantwortung, die Verantwortung?“ wandte der Wirt ein.

Er hielt zweimal wöchentlich Bibelstunde ab und gehörte zu den „Erweckten“; übrigens war er selbst stark an dem glücklichen Ausgang der Sache beteiligt und hatte ihnen auch eine Laterne geliehen.





Jakob verdroß diese unzeitige Einwendung. „I was!“ schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch, „man schaut nicht rechts und links und rutscht durch, so gut es geht!“ Das war sein Ausdruck für die goldene Mittelstraße der Moral.

Dann ging es in geschlossenem Trupp mit Jakob an der Spitze zum Hafen.

Draußen auf den unterseeischen Klippen der Landspitze stand eine Brigg, den Vordersteven bedeutend höher als den Hintersteven. Die Fockstange war geknickt, als das Schiff auf den Grund stieß, und hing über das Takelwerk, sonst schien die Schute nicht viel Schaden gelitten zu haben. Aber man war sich bald klar darüber, daß sie genommen werden mußte, solange Hochwasser war. Sank erst das Wasser, so würde es nicht möglich sein, sie ohne Hilfe eines Dampfers flottzumachen — geschweige sie denn in den Hafen zu bringen. Während dieser Erwägungen ruderten Jakob und ein paar andere Fischer hinaus und krabbelten an Bord. Der Kapitän stand an den großen Mast gelehnt und weinte, der Steuermann und ein paar Matrosen waren eben dabei, das Takelwerk von dem geknickten Masttopp zu befreien, und der kleine Küchenjunge saß in der Tür seiner Kombüse und stopfte mit sorgloser Miene Strümpfe.

Es war eine Stettiner Schute, die mit einer Ladung Weizen heim sollte, und Jakob, der des Deutschen mächtig war, mußte die Verhandlungen leiten. Er schwur darauf, daß nirgends ein Rettungsdampfer zur Stelle zu schaffen sei (es lag einer drüben auf der anderen Seite der kleinen Insel), und schlug die Hilfe der Fischer vor.

Der Kapitän sah ein, daß die zweitausend Kronen, die die Fischer für Heben und Befördern der Schute in den Hafen verlangten, im Verhältnis zu dem, was ein Rettungsdampfer kosten würde, eine sehr geringe Summe sei, und ging auf den Vorschlag ein. Auf seine besorgte Erkundigung, wie tief der Hafen sei, fragte Jakob höhnisch, wie tief wohl sein „Vollschiff“ stecke, und ob er denn glaube, daß er in einen Rinnstein hinein solle.

Der Kapitän war beruhigt, und seine gute Laune kehrte wieder. Es zeigte sich beim Pumpen, daß die Schute nur ein unbedeutendes Leck erhalten hatte. Einen Teil der untersten Schiffsladung mußte man ja wohl losschlagen, so gut oder schlecht es eben ging; das übrige dagegen hatte fast gar nicht vom Wasser gelitten. Sobald die Leckage untersucht war, konnte man die unbeschädigte Ware wieder laden und heimbringen. Die Kosten des Umladens waren, wie sie sagten, hier nicht so groß.

Als eine Stunde später die vier Boote, jedes mit drei Leuten bemannt, anlangten, lud der Kapitän die ganze Schar an Bord und traktierte sie mit Wein und Zigarren.

Vierundzwanzig Stunden wurde hart und ohne Ablösung gearbeitet, und am nächsten Vormittag war das Schiff so weit gelockert, daß man es durch Auswerfen einiger Anker ohne große Schwierigkeiten aus dem Grund hob.

Der Wind half mit; Jakob selbst stand am Steuer, und hinein ging es in den kleinen Hafen. „Wir haben zu viele Segel, Mann! Wir fahren ja mitten in das Dorf hinein!“ schrie der Kapitän, den die rasche Fahrt beunruhigte.

„Nein, never mind!“ erwiderte Jakob ruhig und hielt mitten im Einlauf inne.

„Hol's der Teufel, mir scheint, es scharrt auf dem Grund!“ schrie der Kapitän wieder.

Aber Jakob hatte schon das Steuer aufgelegt. Der veränderte Druck auf die Segel legte das Schiff auf die Seite und machte es minder tiefgehend, und mit einer flotten, kleinen Seitenbewegung legte es sich dicht an die Schiffslände.

„Ihr steuert flott“, sagte der Kapitän bewundernd. „Aber was zum Kuckuck ist das?“ und er zeigte auf das Kielwasser, wo Schlamm und Tang sich auf die Oberfläche emporwälzten wie kochender Brei.

„Niederer Wasserstand“, versetzte Jakob, ohne zu zwinkern.

Der Kapitän lugte zu den Molen hinüber; es war kein Merkzeichen eines früheren höheren Wasserstandes zu sehen, es mußte also eine Lüge sein. Aber er war eine friedliche Natur, und nun lagen sie einmal da.

Es zog sich mit den Reparaturen hin, die Schiffszimmerleute im Dorf waren nicht die tüchtigsten, und man war auch gar nicht versessen darauf, die



Schute loszuwerden — es fiel ja doch ein wenig Verdienst an die Geschäftsleute und Wirte ab.

Und als sie endlich soweit waren, die Ladung wieder hereinzunehmen und der Kapitän Tiefenmessungen im Hafen anstellen ließ, da zeigte es sich, daß man unmöglich mit der Ladung an Bord auslaufen könne. Draußen in der Tiefe die Ladung abermals mit Hilfe der Boote einzunehmen, konnte sich aber nicht rentieren; es war schon zuviel von dem Wert der Ladung aufgezehrt worden, und dies würde ihn vollends fressen.

So mußte sich der Kapitän, so ungern er es tat, entschließen, über das Ganze Auktion zu halten und zu nehmen, was zu bekommen war. Daß es nicht viel wurde, wußte er von der Auktion über den havarierten Teil der Ladung her; Käufer waren damals zwar genug zur Stelle, aber es schien ein Übereinkommen zwischen ihnen zu herrschen, keiner wollte das Angebot steigern. Und genau so ging es auch jetzt.

Beim nächsten Hochwasser halfen die Fischer dem Kapitän edelmütig aus dem Hafen heraus, und er stellte den Kurs heimwärts, gerupft und ausgezogen.

In Kaas aber tafelte man.

Martin Andersen Nexö wurde am 26. Juni 1869 im Armen- und Hafenviertel Kopenhagens als Sohn eines Steinbrucharbeiters geboren. Seine Vorfahren mütterlicherseits sind Deutsche. Als er acht Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Bornholm.

Die Insel ist voller Naturschönheiten. Zerklüftete Uferwände fallen steil ab ins Meer. In der Inselmitte dehnen sich fruchtbare Felder um schicke Bauerngehöfte. Wenige dörfliche Siedlungen und sechs von den sieben Kleinstädchen des Eilandes liegen an der Küste, unter ihnen Nexö, dessen Namen Andersen später dem seinen anfügte.

Der Junge lernte das Schuhmacherhandwerk. In Abendkursen bildete er sich geistig fort. Als begabter junger Mensch fand er öffentliche und private Hilfe. Eine Reise durch Spanien ließ ihn reifen. Bald widmete er sich ganz der Schriftstellerei; 1898 erschien die erste Novellensammlung. Nach dem ersten Weltkrieg lebte er häufig in Deutschland. Im zweiten, dem Raubkrieg Hitlers, fand er gastliche Aufnahme in der Sowjetunion. Man kannte ihn hier schon lange und schätzte seine Werke; denn alles, was er geschrieben hatte und weiter noch schrieb, war Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der bisher sozial bedrückten Schicht; künstlerisch groß gesehen im Rahmen gesamtgesellschaftlichen Geschehens. Gerade dies erhebt ihn über alle seine bürgerlichen Vorgänger. Er schreibt nicht über die „Armen“, sondern er formt ihr Sein und Werden, ihren Kampf um die Befreiung als Träger weltgeschichtlicher Wandlung, ihr nach Ausdruck ringendes Bewußtsein aus ihrer eigenen Welt heraus. So ist er im hohen Sinne des Wortes ein politischer Dichter, ein Sozialist und Kämpfer.

1945 kehrte er nach Dänemark zurück. Sein noch immer wachsender großer Ruf gründet sich hauptsächlich auf die beiden Romane „Pelle, der Eroberer“ (1906 bis 1910) und „Stine Menschenkind“ (1917 bis 1921). Die eigene Jugend Nexös spiegelt sich in dem Roman „Unter offenem Himmel“, wie er überhaupt ein Spiegel gesellschaftspolitischen Lebens und Erlebens ist.

SACH UND WORTERKLÄRUNGEN

Brigg	(dän.) zweimastiges Segelschiff
Bugspriet	über den Bug hinausragende Segelstange
Düffel	weiches Gewebe
Flakken	(dän. flak) seichte Stelle
Fockstange	(ndld.) unterstes Rahsegel des Vormastes
Gangspill	(ndld.) Ankerwinde
Handspake	(ndd.) mit der Hand bedienter Hebel, Hebebaum
honett	(lat.) ehrenhaft, anständig
kappen	abhauen
Kombüse	(ndld.) Schiffsküche
Krappsee	Seegang mit kurzen Wellen
Luvbug	Vorderteil des Schiffes auf der Windseite (Luv)
never mind	(engl., spr.: néwwe máind) schadet nichts
Rahe	Querstange am Mast zum Halten der Segel; bis vier übereinander
Steven	(ndd.) die das Schiff vorn und hinten begrenzenden Balken
Wake	(ndd.) Öffnung in der Eisdecke
Want	starkes Stütztau



VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI
GRUPPE I / DICHTUNG UND WAHRHEIT

DIE GRUPPE I UMFASST FOLGENDE SERIEN.

A SEHEN — BILDEN — WERKEN

B MÄRCHEN, SAGEN u. GESCHICHTEN

C FAHRTEN UND ABENTEUER

D MENSCHEN UND TIERE

E SINGEN, HÖREN, MUSIZIEREN

F IM DIENSTE DER MENSCHHEIT

G LÄNDER, MEERE UND GESTIRNE

H AUS GUTEN BÜCHERN

I UNSERE SCHULE

K LEBENSSCHICKSALE

L BILDER UND BAUTEN

M AUSSPRACHE UND AUFBAU

N FÜR DIE GERECHTE SACHE

O DIE WELT DER ARBEIT

P DER VORHANG GEHT AUF

Q WELT- UND ZEITGESCHEHEN

R SPIEL, SPORT UND GESUNDHEIT

S WELTWEISHEIT

T UNSERE HEIMAT

U NOCH NICHT VERFUGT

GRUPPE II / NATUR UND WISSEN
SCHRIFTFÜHRUNG, DR. BARTHOLOMÄUS